

Die Betrachtung des Zusammenhanges der Sprachverschieden-
 30 denheit und Völkervertheilung mit der Erzeugung der mensch-
 3 lichen Geisteskraft, als einer sich nach und nach in wechselnden
 Graden und neuen Gestaltungen entwickelnden, insofern sich diese
 beiden Erscheinungen gegenseitig aufzuhellen vermögen, ist dasjenige,
 was mich in dieser Schrift beschäftigen wird.

§. 2.

Allgemeine Betrachtung des menschlichen Entwicklungsganges.

Einleitung des Herausgebers

zu §. 2 und §. 3.

Diese beiden §§. tragen nur eine und dieselbe Ueberschrift; §. 3 ist die Fortsetzung des §. 2. Wenn in diesem nur von Causalität die Rede ist und bloß angedeutet wird, dass die causale Betrachtungsweise an sich nicht ausreiche: so führt §. 3 als Ergänzung die, nicht teleologische, aber transcendente Betrachtung ein, welche der causalen so wenig widerspreche, dass sie ihr erst ihren letzten Grund anweise, indem sie zugleich die Planmäßigkeit des Fortschritts erkennen lasse.

Die Unzulänglichkeit der Erklärung aus Ursachen liegt nämlich in dem Wesen des Geistes überhaupt (3, 16), dessen Wirken zwar einer natürlichen Gesetzmäßigkeit unterliegt und insoweit zu berechnen ist, der aber doch hauptsächlich auch das Moment der Freiheit in sich trägt. In jene gesetzmäßige Wirkungs- und Entwicklungsweise greift dieses andre Moment, das in den Genies hervorbricht, neu gestaltend und lenkend ein. Die geniale Tat ist wohl nach ihren Leistungen und ihren Bedingungen darzustellen, aber nicht zu erklären, d. h. nicht aus gegebenen Ursachen abzuleiten.

Diese Ansicht von dem Durchkreuzen der mechanischen Entwicklung durch eine geniale Kraft wird auch 6, 14—7, 6 und dann 7, 13—17 hervorgehoben, um jenes Moment der Freiheit im Geiste einerseits der teleologischen Berechnung eben so zu entziehen, wie der causalen, andererseits um es gerade dem realen Principe aller Causalität, welches zugleich auch das Princip der wahren Teleologie ist, zu unterwerfen.

Dieser Gedanke vom Aufblitzen des Genies ist immer ein Lieblings-Gedanke Humboldts gewesen, den er schon früh gefasst haben muss, und den er schon 1795 in der Abhandlung *Ueber den Geschlechtsunterschied und*

weisen, also, insofern sie dennoch gedacht werden muss, eine Idee. Jede Sprache ist solch ein Organismus, und ihre organisirende Kraft die Sprachidee, welche zur Urkraft führt. Dies alles stimmt genau zu dem was in der Abh. Ueb. d. Gesch. entwickelt ist.

dessen Einfluss auf die organische Natur (WW. IV.) entwickelt hat.*) Bei allem Erzeugen, setzt er dort (S. 276) aus einander, entsteht etwas vorher nicht vorhandenes. Gleich der Schöpfung ruft die Zeugung neues Dasein hervor, und unterscheidet sich nur dadurch von derselben, dass dem neu Ent-
stehenden ein schon vorhandener Stoff vorhergehen muss. Dieser Nothwendigkeit 5
ungeachtet, hat indess das Erzeugte dennoch eine von dem Erzeugenden unabhän-
gige Kraft des Lebens, und weit entfernt, dass diese aus demselben erklär-
bar wäre, bleibt es vielmehr ein unergründliches Geheimniss, wie nur sein Da-
sein daraus hervorgeht. Was durch Entwicklung oder Wachsthum entsteht, ist
ein Theil desjenigen, zu dem es gehört, und empfängt aus fremder Hand seine 10
belebende Kraft. Was aber durch Zeugung ans Licht tritt, ist ein Wesen für
sich, besitzt selbst Leben und Organisation, und kann, wie es selbst hervor-
gebracht wurde, eben so wieder hervorbringen. Obgleich die Fähigkeit zu zeugen
durch die ganze Natur verbreitet ist, so vermag doch keine Kraft Leben und
Organisation mechanisch zu bilden; keine Weisheit den Weg dazu vorzuschreiben. 15
Daher ist Zeugung von Bildung verschieden, und darf nur Erweckung genannt
werden; die nachfolgende Bildung des Erzeugten gehört ihm selbst, nicht dem
Erzeugenden an. Man kennt, was der Zeugung vorhergeht, und sieht das
Dasein, das darauf erfolgt; wie beides verknüpft ist? umhüllt ein undurchdring-
licher Schleier. Denn wie die Zeugung von Seiten des Erzeugten Erweckung 20
ist, so ist sie von Seiten des erzeugenden Wesens nur eine augenblickliche
Stimmung, die nicht bloß durch die höchste Anstrengung der Kräfte, sondern
besonders durch die Vereinigung aller bezeichnet wird. Die Kraft, welche das
Lebendige und Organische beseelt, kann, wie sie selbst in sich Eins ist, nur
aus dem ihr Gleichen hervorgehen, und nicht bloß dass jedes zeugende Wesen 25
seine eignen gleichartigen Kräfte zur höchsten Harmonie gestimmt fühlt, so ist
auch jede Zeugung eine Verbindung zweier verschiedener ungleichartiger Prin-
cipien, die man, da die einen mehr thätig, die andern mehr leidend sind, die
zeugenden (im engern Verstande des Worts) und die empfangenden nennt.
So hat die Natur ihre Kinder, welchen, als endlichen Wesen, nicht alles zu- 30
gleich zu besitzen vergönnt war, wenigstens an die Einheit erinnert, die allein
jedem höheren Streben genügt, und ihrer Sehnsucht Momente geschenkt, die sie
vergessen lassen, dass sie zu getrenntem Dasein verurtheilt sind.

Diesem gegenseitigen Zeugen und Empfangen ist nicht bloß die Fort-
dauer der Gattungen in der Körperwelt anvertraut. Auch die reinste und 35
geistige Empfindung geht auf demselben Wege hervor, und selbst der Gedanke,
dieser feinste und letzte Sprößling der Sinnlichkeit, verläugnet diesen Ursprung
nicht. Die geistige Zeugungskraft ist das Genie. Wo es sich zeigt, sei es in
der Phantasie des Künstlers, oder in der Entdeckung des Forschers, oder
in der Energie des handlenden Menschen, erweist es sich schöpferisch. Was 40

*) Ich weiß nicht, ob jemals vorher oder nachher wieder der Geschlechtsunterschied so tief erfasst ist, wie in der oben genannten Abb. Auch der Darwinismus findet darin seinen Keim. Ich bleibe aber nur bei dem, was uns hier angeht.

37. diesen Ursprung] durch das Zusammenwirken der selbsttätig zeugenden und der empfangenden mehr leidenden Kraft (vgl. Z. 65—68).

seiner Zeugung das Dasein dankt, war vorher nicht vorhanden, und ist eben so wenig aus schon Vorhandenem oder schon Bekanntem bloß abgeleitet. Zwar wird sich im Gebiete des Denkens, in welchem durchgängiger logischer Zusammenhang herrschen muß, immer die Verbindung desselben mit dem schon
 45 Gegebenen zeigen lassen; aber dieser Weg ist darum nicht auch ebenderselbe, auf welchem es gefunden werden konnte. Denn das wahrhaft Genialische ist keine Folgerung aus bloß schnell überscheneu, mittelbar zusammenhängenden Sätzen, es ist wirkliche Erfindung, wenn gleich das, was nicht dieser Art ist, ebenfalls auf genieähnliche Weise hervorgebracht sein kann. Was hingegen
 50 das ächte Gepräge des Genies an der Stirn trägt, gleicht einem eigenen Wesen für sich mit eignem organischen Leben. Durch seine Natur schreibt es Gesetze vor. Nicht wie die Theorie, welche den Verstand langsam auf Begriffe gründet, giebt es die Regel in toden Buchstaben, sondern unmittelbar durch sich selbst, und mit ihr zugleich, den Sporn sie zu üben. Denn jedes Werk des Genies
 55 ist wiederum begeisternd für das Genie, und pflanzt so sein eignes Geschlecht fort.

Durch Begeisterung gewirkt, ist dem Genie seine eigene Wirksamkeit unbegreiflich. Es geht nicht auf gebrochenen Bahnen fort; hier erscheint es und dort, aber vergebens suchten wir die Spuren seines wandlenden Fußstritts. Daher ist es nie zu berechnen, und vermag selbst nicht zu verbürgen, ob sein Pro-
 60 duct gesetzlos oder regelmäsig sein werde? Es kann dieß Letztere nur mittelbar befördern, indem es sich selbst gesetzmäsig macht, und es ist ihm kein andrer Einfluss auf das Erzeugte, in dem Augenblicke der Zeugung, erlaubt, als durch die allgemeine Stimmung seiner selbst, als des Erzeugenden. Da alle seine Kräfte in diesem Momente vereinigt sind, bleibt keine zu müßigem
 65 Zuschauen, oder kalter Leitung übrig. Selbstthätigkeit und Empfänglichkeit sind beide gleich geschäftig in ihm, und dasjenige, dessen es sich einzig bewußt ist, ist gerade die Vermählung dieser ungleichartigen Naturen. Nur durch diese Wechselwirkung der Selbstthätigkeit und Empfänglichkeit wird es ihm möglich, sich aus sich selbst herauszustellen, und sich selbst, abgesondert von allem Zu-
 70 fälligen, zum Object seiner Reflexion zu machen. Diese Trennung aber ist zu jeder genialischen Hervorbringung unentbehrlich, da das Genie das Nothwendige nur aus der Tiefe seiner Vernunft hervorziehn, und es nicht anders als durch gänzliche Entfernung aus dem Kreise seines empirischen Daseins, rein absondern kann. Daher erfordert dasselbe, wofern es schöpferisch werden soll, die
 75 höchste Objectivität, d. h. ein, in Bedürfnis übergehendes Vermögen, das Nothwendige zu ergreifen. Dieses aber kann es nur aus seinem Innern schöpfen, oder es muß vielmehr sein eignes subjectives und zufälliges Dasein in ein nothwendiges verwandeln. Nie wird der Hand des Künstlers ein Meisterwerk gelingen, wenn er nicht die idealische Schönheit, zu der doch seine Phantasie die

63. Stimmung] vgl. Z. 21—26. 89—108.

64. vereinigt] vgl. Z. 23. 26—29. 67. 68.

69. sich aus sich selbst — und sich selbst] d. h. er holt sein Gebilde aus sich, aus seiner Phantasie und Vernunft; also ist sein Gebilde er selbst; so macht er sich selbst zum Object seiner selbst. Die Phantasie gestaltet sich selbst und die Phantasie denkt sich selbst.

75. ein in Bedürfnis — Vermögen] vgl. Z. 91—101.

78—83.] Hier wird klar, wie die Sprache, die eben so wie das Genie die individuali-

Züge selbst bildend entwarf, als eine wirkliche Gestalt zu umfassen vermag; 80
 nie wird der Philosoph einen Fortschritt gewinnen, der die Masse der Ideen
 wesentlich bereichert, wenn nicht die Wahrheit, die er aus der Tiefe seines
 Geistes hervorzog, seinen innren Sinn, gleich einem äufren Objecte bewegt; und
 nie wird in schwierigen Fällen des Lebens der handelnde Mensch alle ver-
 wickelte Knoten gegen einander wirkender Triebfedern genialisch lösen, wenn 85
 er nicht über der Welt sein eignes Ich vergift, oder vielmehr sein Ich zu dem
 Umfang einer Welt erweitert.

Leichter als der Augenblick, in welchem das neue Dasein erweckt wird,
 ist der Zustand zu beobachten, welcher demselben vorhergeht. In dieser Stim-
 mung der schöpferischen Weihe ist, von welcher Art auch die Zeugung sein 90
 möge, das Gefühl einer überfließenden Fülle mit dem eines bedürftigen Mangels
 verbunden. Die Kraft sammelt sich in sich selbst, nie fühlt sie sich reicher
 und gröfser, nie lebhafter bewegt, nie rüstiger zur herrlichsten Thätigkeit. Selbst
 die Erinnerung an diese Stärke vermag noch, sie in der Folge begeisternd zu
 erwecken. Aber in dieser Bewegung liegt der Keim einer unruhvollen Schn- 95
 sucht, die zur Hervorbringung reizt. Sich, ihres Reichthums ungeachtet, so wie
 sie ist, nicht genügend, ahmet sie etwas andres, mit dem vereint sie erst ein
 vollendetes Ganze bildet. Wird ihr Suchen hier mit glücklichem Finden gekrönt,
 so strebt sie nach einer Vereinigung, welche jedes einzelne Dasein vertilgt. Es
 entsteht ein Wogen, ein Hin- und Herwanken, und jene Sehnsucht erreicht eine 100
 schmerzliche Höhe. Die ganze Erwartung ist nun auf die Hervorbringung ge-
 spannt, und das eigne Ich entäußert sich bis zu dem Grade, dafs es sich selbst
 gern für die neue Schöpfung hingeben möchte. Aus diesem höchsten Dasein springt
 das Dasein hervor. Auf diesem einzigen Moment beruht die Erzeugung auch des
 geistigen Products. Hat die Phantasie des Künstlers einmal das Bild lebendig 5
 geboren, so ist das Meisterwerk vollendet, wenn auch seine Hand in demselben
 Augenblick erstarrte. Die wirkliche Darstellung gehört nur noch dem Nachhall
 jenes entscheidenden Moments an.

sirte Urkraft selbst ist, im Worte eine geniale Erzeugung besitzt. Und nun wird folgende
 Stelle in ihrer vollen Bedeutung erfassbar (WW. III. S. 13): *Ein Wort ist so wenig ein Zeichen
 eines Begriffs, dafs ja der Begriff, ohne dasselbe, nicht entstehen, geschweige denn festgehalten
 werden kann; das unbestimmte Wirken der Denkkraft zieht sich in ein Wort zusammen,
 wie leichte Gewölke am heitren Himmel entstehen. Nun ist es ein individuelles Wesen, von
 bestimmtem Charakter und bestimmter Gestalt, von einer auf das Gemüth wirkenden Kraft,
 und nicht ohne Vermögen sich fortzupflanzen [wie das Werk eines genialen Künstlers; außer
 Z. so vgl. Z. 50. 55]. Wenn man sich die Entstehung eines Worts menschlicher Weise denken
 wollte . . . so würde dieselbe der Entstehung einer idealen Gestalt in der Phantasie des Künst-
 lers gleich sehen. Auch diese kann nicht von etwas Wirklichem entnommen werden, sie
 entsteht durch eine reine Energie des Geistes, und im eigentlichsten Verstande aus dem Nichts;
 von diesem Augenblick aber tritt sie im Leben ein, und ist nun wirklich und bleibend.
 Welcher Mensch, auch aufser dem künstlerischen und genialischen Hervorbringen, hat sich nicht,
 oft schon in früher Jugend, Gebilde der Phantasie geschaffen, mit denen er hernach oft ver-
 trauter lebt, als mit den Gestalten der Wirklichkeit? [So lebt ein Volk mehr mit seinen
 Worten, als mit den wirklichen Dingen].*

99. *einzelne*] vereinzelte, besondere, für sich.

106. *wenn auch seine Hand*] erinnert an Lessing und mag eine bewusste Reminiscenz sein.

Auch in der Abhandlung *Ueber d. Gesch.* (S. 319, 28—321, 8) wird das Genie als Hauptfactor der Geschichte hingestellt, nämlich als das Individuum,
 109 *aus welchem die Idee so strahlend hervorleuchtet, daß sie die Form des Individuums nur angenommen zu haben scheint, um in ihr sich selbst zu offenbaren* (320, 25—28). Wenn hier das Genie als das Gefäß betrachtet wird, dem sich die Idee anvertraut (319, 28), so wird aus dem obigen Citat (Z. 61. 86) klar, dass das geniale Individuum doch nicht träges Gefäß ist, sondern dass es als Person der Idee gegenüber eine Pflicht zu erfüllen hat, dass es den in es gelegten Keim nicht in seiner Subjectivität verkümmern lassen darf, sondern objectiv herausstellen muss, (vgl. Pflicht, als gegenüber dem Ideal der Kunst zu erfüllen IV. 36, 29).

Es ist hier auch klar ausgesprochen, dass nicht an einen Dualismus der Kräfte in der Geschichte gedacht werden darf, nicht an einen Gegensatz von Notwendigkeit und Freiheit, als gäbe es in ihr mechanische und ideale oder geniale Kräfte, die höchstens in einander greifen, oder so dass das Genie die mechanischen Kräfte in seiner Tätigkeit verwendet. Nein, der Act der Zeugung ist nur *höchstes Dasein* (Z. 103). Und das Dasein hinwiederum wird
 111 *in derselben Abh. weiterhin (S. 285) defnirt: Denn was ist jenes stille Dasein andres, als eine ununterbrochene Wirksamkeit, welche unaufhörlich die Thätigkeit vorbereitet, die wir nur in dem letzten Theil ihrer Laufbahn erblicken, wenn das fortgesetzte Streben die Kraft endlich bis zum Ueberströmen an-*
 15 *schwellt?* Und so ist denn auch in unsren Paragraphen die große Individualität von den *Kräften der Natur* (8, 16. 12.) zwar in Gedanken zu sondern (4, 13); aber beide sind in Wahrheit die eine und selbe einzige Geisteskraft, die sich nur hin und wieder in gesteigerten Gestaltungen offenbart (vgl. 16, 23—28). Das *gleichsam mechanische Fortbilden der menschlichen Thätigkeit* (8, 13), das gleichsam *vegetative Wuchern* von Völkern und Individuen (6, 15) ist nichts andres als jenes stille Dasein, in welchem sich die Kraft sammelt (soeben Z. 111 ff.). Die weitere Darlegung gibt H. in den §§. 4—6. Und wenn in der Abh. *Ueber d. Gesch.* S. 322, 15. die Ideen dem *materiellen Stoff* entgegengesetzt werden, so bezeichnet der letztere Ausdruck nach S. 13, 28 der großen Schrift nur das *Gegebene, Vorhandene*, in welches das Genie umgestaltend eingreift, welches aber auch an sich eine Schöpfung älterer Ideen oder Genies ist, nur, so zu sagen, verholzt, abgestorben, oder richtiger sich nur mechanisch fortbewegend. Vgl. 4, 2—17.

Ebenso wenig natürlich kennt H. einen Dualismus zwischen *Verbreitung* und *Steigerung* der geistigen Entwicklung. Diesen Punkt hat H. in unsrer Schrift nur einseitig besprochen (S. 22 f.). Ausführlicher hat er es in der Einl. zur unvollendeten Abh. *Ueber den Zusammenhang der Schrift mit der Sprache* (VI. 426 f.) getan. Dort heißt es von diesen beiden Gegenständen:
 116 *Beide stehen zwar in nothwendigem Zusammenhang, aber nehmen nicht durch-*
aus denselben Weg, und halten nicht immer gleichen Schritt, da es Zeiten ge-
geben hat, wo die Erkenntniß an Einem Punkte eine ungewöhnliche Höhe er-
reichte, andere, wo sie, wenig über das schon Errungene hinausgehend, sich
 20 *allgemeiner vertheilte. . . . Beide erregen auch weder an sich, noch überall den*
gleichen Antheil. Die Höhe, zu welcher Nachdenken, Wissenschaft und Kunst

emporsteigen, die Stufe der Vollkommenheit, welche die von ihnen abhängigen menschlichen Werke und Einrichtungen erreichen, sprechen die bloß nachdenkende Forschung mehr an, als die, immer zufälliger Mittheilung. Dagegen weckt diese, der Einfluss klarer und bestimmter Ideenentwicklung, geläuterter Empfindung, mit Schönheitssinn verbundener Kunstfertigkeit auf das häusliche und öffentliche Leben, einzelne und Gesamteinrichtungen, Gewerbe und Beschäftigungen, als näher verbunden mit dem Wohlstand, der Sittlichkeit und dem Glücke des Menschengeschlechts, stärker das Mitgefühl [Umstellung nach Con-junctur]. Diese Verschiedenheit der Ansicht kann aber nie zu wahren Gegensatz ausarten, da es unmöglich ist, zu verkennen, wie auch die bloße Verbreitung des schon in der Erkenntniß Errungenen dazu beiträgt, von da aus höhere Punkte zu gewinnen.

Soll ich endlich noch ein Bild für etwas geben, was in der Welt der Erscheinungen (und eine andre kennen wir nicht) kein wahres, kein vollkommenes Gleichnis haben kann, so denke ich daran, wie H. öfter vom Aufflammen des Geistes spricht und der Mythos vieler (wenn nicht aller) Völker den Geist als Feuer ansieht. Dies Bild möge auch hier dienen. Die Flamme, als Bild des Genies, stammt aus dem Herde des Feuers, dem Focus, dem Absoluten. Sie ist in sich Wärme und Licht, und indem sie beides verbreitet, greift sie in das Reich der Erscheinungen ein. Indem aber das von ihr Erwärmte auch wieder Andres erwärmt, sehen wir Causalität der Erscheinungen. Wir erklären die Erwärmung des Gegenstandes aus dem erwärmten Gegenstande, die des letztern aus der Flamme; aber die Flamme erklären wir nicht weiter: sie bricht hervor aus dem Absoluten. Und so verdankt doch jede Erwärmung ihr Dasein dem Absoluten.

Wenn nun die Individuen von so besondrer Wichtigkeit für die geschichtlichen Schöpfungen sind, so ist es um so auffallender, dass beim weitem Hinabsteigen in die Vorzeit, und wenn wir in die Urzeit gelangen, die Individuen völlig verschwinden. Und die Sprache endlich zeigt uns das ganze Volk als solches schöpferisch, in welchem sich die Individuen verlieren (4, 17—6, 9). So hängt §. 2 in sich zusammen.

Noch klarer wird der Zusammenhang dieses zweiten Stückes von 4, 18 bis 6, 9 mit dem ersten Teil des §. 2 und wiederum mit dem Anfang des §. 3 (6, 10—7, 6) durch folgende Aeußerung H.s in einem Briefe an Goethe vom 15. Mai 1821 (Goethe's Briefwechsel mit den Gebrüdern v. Humboldt S. 261):

Die Verbindung historischer und linguistischer Forschungen zieht mich am meisten an, und vorzüglich insofern sie in das frühe und dunkle Leben der Völker führt, wo sich keine individuellen Begebenheiten herausheben, aber das stille Ziehen und Wandern der Völker die spätern Jahrhunderte vorbereitete. Das Wirken des Menschengeschlechts ist da dem Wirken der Natur selbst ähnlicher; es ist der Uebergang der Entwicklung zur Individualität, und die Sprachen sind das Band, die beide Zustände mit einander verknüpfen, und das Medium, in dem sich beide erkennen lassen. Wenn man die Kunde der Vorzeit nach den Denkmalen mit-[-?ein-?]theilen wollte, die sie hinterlassen hat, so finden wir, uns zunächst, die schriftliche und mündliche Ueberlieferung, dann die von Ueberlieferung entblösten, aber in Werken und Namen übrigen Spuren des

*Menschendaseins, darauf die Sprachen, endlich, dem Zustande, über den sich
45 nichts mehr erkennen läßt, am nächsten, die Beschaffenheit des Erdbodens selbst.*

Das vegetative Leben der Menschheit aber zeigt eine doppelte Seite, wie auch schon im Vorigen bald die eine bald die andre vorgekehrt ist. Einmal nämlich bezeichnet es eine historische Stufe, nämlich die einer Urzeit; ein andermal aber dauert es auch bis in die höchst entwickelten Zeiten hinein fort und wird nur vom Genie, so zu sagen, gestört. Dies wird in einer Stelle aus einem Briefe an Schiller, die sich an die schon in der Einl. zu §. 1 (S. 161) citirte Aeußerung H.s unmittelbar anschließt, deutlich. Ich muß sie hierher setzen, weil sie gerade in der großen Schrift, wo der geschichtliche Gesichtspunkt vorherrscht, wirklich vermisst werden muss, während sie in jenem Briefe, wo es sich nur um ein ideales Bild der Menschheit handelt, als Beschränkung gelten soll. Sie lautet (S. 288 f.):

146 *Ich hoffe mich über Das, was ich hier ein Bild der Menschheit nenne, deutlich genug ausgedrückt zu haben. Dieß vorausgesetzt, versteht es sich nun von selbst, daß es Zeiten geben kann, in welchen zur Erweiterung dieses Bildes schlechterdings nichts geschieht, in welchen in keiner Art ein menschliches Werk
50 oder eine menschliche Kraft erscheint, die nicht bloße Wiederholung wäre, oder mehr als das Gepräge einer zufälligen Beschränkung und Einengung an sich trüge, so daß sie in keinem beider Fälle eine neue Seite an dem eigentlichen Charakter der Menschheit verriethe. Dagegen sind gewisse Zeiten so fruchtbar an Materialien für die genauere Auszeichnung jenes Bildes gewesen, bald durch
55 allgemein vorbereitete Stimmungen und Charaktere, bald durch einzelne Werke und Menschen. Hiernach nun ließe sich eine doppelte Schilderung einer einzelnen Epoche in psychologischer Rücksicht machen. Man schilderte entweder geradezu den Zustand der Menschheit vollständig, wie er sich zeigte, oder man setzte die Anlagen, Fähigkeiten und Modifikationen, welche die Menschheit bis
60 dahin erreicht hätte, fürs Erste fest und untersuchte nun, wieviel und was durch die bestimmte Periode hinzugekommen sei. Nur diese letzte philosophische Art scheint mir von allgemeiner Wichtigkeit, jene erstere statistische kann nur bedingte einzelne Zwecke erreichen und von mittelbarem Nutzen sein.*

Der §. 3 aber führt uns auf ein andres Problem. Da, wenn man auch einen planmäßigen Fortschritt im allgemeinen gern voraussetzen mag, doch keine bestimmte Form desselben vorausgesetzt werden darf, da kein System der Zwecke oder der unendlichen Vervollkommung angenommen werden soll: so entsteht die Frage: wie sollen wir die als Erscheinungen derselben Idee zusammengehörenden Tatsachen auffassen? Hier scheint H. in seiner letzten Periode in ein gewisses Schwanken geraten zu sein, das mit der Abh. Ueber d. Gesch. beginnt. In der frühern Periode war er, ganz nach der Neigung jener Zeit, fast ausschließlich auf ästhetische Betrachtungen gerichtet, während sich später die historische Anschauung vordrängte — ein sowohl an sich, als durch die Richtung der Zeit und seine eignen Studien sehr erklärlicher Umschwung.

148. *Zeiten*] und, fügen wir hinzu, Völker. Dies ist das vegetative Leben.

153. *gewisse Zeiten*] wo sich Genialität offenbart.

Auf dem Gebiete der Kunst erkannte H. überall leicht eine Totalität, in welcher die Idee ruhte. In den Individualitäten, wie die Abh. *Ueber die männliche und die weibliche Form* (WW. I.) ausführt, liegt je ein Princip, eine Seite der Idee, sei es geradezu einseitig, wie in den niedrigen, empirischen Individuen, oder doch wenigstens vorherrschend ausgeführt, wie in den hervorragenden Personen oder den bloß idealen Gestalten der Kunst. So die körperliche Idee der Menschheit oder die Idee des menschlichen Körpers in der männlichen und der weiblichen Form. Danach hat man in den Erscheinungen der Natur und der Geschichte nur die zufälligen Störungen von den wesentlichen Zügen zu sondern, um ihr ideales Gepräge zu erkennen, und hat dann ihre Gesamtheit als allseitige Darstellung der Idee zusammenzufassen. — Dies ist auch der Gesichtspunkt, den H. noch in der Abh. *Ueber d. Sprst.* (§. 23) inne hält. Die Sprachen, als Verwirklichungen der Sprach-Idee, haben ein Verhältnis zu einander und zur Totalität aller, und bilden zusammengenommen einen geschlossenen Kreis, in welchem sich die Idee abspiegelt. Ein Sprach-Ideal, als gleichzeitiger Inbegriff aller Erhabenheiten der Sprach-Idee, ist unmöglich, weil solch ein allbefassender Inbegriff nicht individualisirt werden kann, alles Wirkliche aber individuell ist. Recht wol aber kann je eine Sprache je eine bestimmte Seite der Idee darstellen; nur, wenn auch Kunstwerke solche Forderung ganz erfüllen können, darf man nicht erwarten, dass dies auch von einer Erscheinung der Wirklichkeit je auf irgend einem Gebiete geleistet wäre. Aber die Anlage zu solch einseitigem Ideal, die Annäherung dazu ist wirklich vorhanden. Die wirklichen Sprachen sind also die wirklich gegebenen Annäherungen an die verschiedenen Seiten oder Principien der Sprach-Idee; und darum setzt jede in ihrer Richtung die der andren voraus, und alle zusammen stellen die sämtlichen Seiten der Sprach-Idee dar (S. 259, 22—29).*) Dies wird zwar dort nur auf die sich einer höhern Ausbildung erfreuenden Sprachen bezogen; und vielleicht glaubte H. wirklich (was ich hier nur zur Erläuterung aussprechen will), dass im Sanskrit, den beiden classischen, den germanischen und romanischen Sprachen zusammengenommen die Sprach-Idee in dem Maße dargestellt sei, als sie es in Wirklichkeit werden kann (vgl. §. 20, bes. S. 203, 22—28, der großen Schrift). Indessen bemerkt doch H., dass auch der Organismus schon einen Keim der Ausbildung in sich schließe, dass diese jedenfalls auf jenem beruhe. Und so hatte wohl (was doch mehr als Vermutung ist) Humboldt in dem beabsichtigten, leider nicht ausgeführten Werk *Ueber die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues* (Manusc. H³ 4) den Zweck durch Darstellung des indogermanischen, semitischen, amerikanischen und afrikanischen, auch des einsylbigen Organismus, die Sprach-Idee auch mit bloßer Rücksicht auf den Bau der Sprachen, wenigstens nach allen wesentlichen Seiten darzustellen.**)

*) Ich werde S. 179 auf diese Stelle zurückkommen.

**) Dieselbe Ansicht leitete mich, da ich die *Classification der Sprachen dargestellt als die Entwicklung der Sprachidee* herausgab, nur aus dem Humboldt'schen sinngetreu ins Hegel'sche übersetzt.

Diese Ansicht aber trug den Keim zu einem Bruche von Anfang in sich. Der genannten Abh. Ueber d. männl. u. d. weibl. Form (zuerst erschienen in Schiller's Horen I. 1795 im 3. und 4. Stück) war die Zwillings-Abhandlung Ueber den Geschlechtsunterschied (das. im 2. Stück) vorangegangen. Diese Abh., die ich schon oben wegen ihrer Tiefe gerühmt habe, muss ich noch einmal zur vollen Darstellung der H.schen Ansicht und ihrer Wandlung ausführlicher citiren.

Zuerst finden wir hier den Grund, warum die Idee sich nur in Zersplitterung verwirklichen kann. Es heißt WW. IV. S. 271:

Das Streben der Natur ist auf etwas Unbeschränktes gerichtet. Alles
 165 *Große und Treffliche, was in endlichen Kräften wohnt, will sie, ohne Ausnahme, und zwar in ein Ganzes vereint, besitzen.* Verweilen wir einen Augenblick hierbei. Es scheint mir hier klar, dass H. den Monismus nicht dachte, ohne zugleich die Vielheit in ihm mit zu denken. Die absolute Urkraft ist sogleich eine Vielheit von Kräften. Das Absolute, wie ich zu §. 1 dargelegt habe, ist ihm nur Grenzbegriff; es wirklich denken, also die All-Einheit denken vermag unser menschlich endlicher Geist nicht. Wir, an die Erfahrung gebunden, denken nur die Vielheit der erscheinenden Kräfte. Darum ist es für H. nicht Aufgabe zu sehen, wie sich das unendlich Eine in viele Endliche zersplittert, sondern wie sich das Viele zur Einheit zusammenfasst. So fährt er nach jenen Worten fort:

167 *Aber da diese Kräfte immer endlich und an die Gesetze der Zeit gebunden sind, so hebt die eine, sofern sie thätig ist, die andre auf, und es ist nicht möglich, dass sie alle zugleich wirken. Dieß gilt aber nicht bloß von*
 70 *ihren einzelnen Kräften, sondern überhaupt von ihren beiden hauptsächlichsten Wirkungsarten, der Ausbildung des Einzelnen, und der Verbindung des Ganzen. Denn indess die Kraftübung Einseitigkeit hervorbringt, auf die auch die Beschaffenheit des Stoffs führt; so verlangt die verbindende Form Vielseitigkeit, und die eine Forderung vernichtet in dem Augenblick, da sie geschieht,*
 75 *nothwendig die andre. Wenn also, bei allen Schranken der Endlichkeit, ein unendliches Wirken zu Stand kommen sollte, so blieb nichts anders übrig, als die zugleich unverträglichen Eigenschaften in verschiedene Kräfte, oder wenigstens in verschiedene Zustände derselben Kraft zu vertheilen, und sie nun durch den Drang eines Bedürfnisses zu gegenseitiger Einwirkung zu nöthigen.*

80 *Und so definirt H. den Geschlechtsbegriff in seiner völligen Allgemeinheit: als eine so eigenthümliche Ungleichartigkeit verschiedener Kräfte, dass sie nur verbunden ein Ganzes ausmachen, und ein gegenseitiges Bedürfnis, dieß Ganze durch Wechselwirkung in der That herzustellen.*

Daher die Wichtigkeit der Wechselwirkung für H. Verfolgen wir ihn weiter S. 275: *Aus endlichen Kräften bestehend, weiß die Natur sich durch*
 85 *ihre Form Unendlichkeit zu verschaffen. Dem Gesetze derselben gehorsam, hinterläßt das hinschwindende Wesen, ehe es von dem Schauplatz seiner Thätigkeit scheidet, ein neues an seiner Stelle, und indem so das Einzelne wechselt,*

178. Zustände derselben Kraft] ich denke hierbei an die Verschiedenheit der Geschlechter, Alter, Arten u. s. w.

bleibt das Ganze in ununterbrochener Einheit. . . . Aber nicht auf bloße Fortdauer allein beschränkt, ist ihre Absicht hierbei zugleich auf etwas höheres gerichtet. Weil bei endlichen Wesen das Vortrefliche nicht auf einmal entsteht, so erhebt sie sie von Stufe zu Stufe des Besseren. Dadurch hat sie es möglich gemacht, nach dem ersten Wurf der Keime, ihre Hand von ihrem Werke abziehen zu können, und nun mit ruhigem Blick auf den Reihen der Wesen zu verweilen, die sich jetzt, unendlichen Ketten gleich, von selbst, und doch immer Einem Ziele zueilend entwickeln.

190
95

In Fortdauer und Fortschritt also liegt der Kern der Natur.

So lange es sich nun bloß um Aesthetik handelte, wo es nur um vom Künstler geschaffene Beziehungen zu tun ist: da genügte ein Zusammenstellen von individuellen Formen zu Kreisen, um die Idee verkörpert zu sehen. Anders in der Geschichte und in der Naturwissenschaft, welche beide seit dem zweiten Jahrzehent unseres Jahrhunderts einen neuen Aufschwung nahmen. Da handelte es sich um reale Kräfte und ihre reale Wechselwirkung und ihre Zeugungskraft. Damals erstarkte auch der Gedanke von der fortschreitenden Entwicklung in der Reihe der organischen Arten und Familien, wie von dem Fortschritt des Menschengeschlechts. Also neben der Wechselwirkung trat die stufenweise Annäherung an ein Ziel in den Vordergrund. H. konnte diesen Gedanken nicht fern bleiben (war doch Goethe eifrigst daran beteiligt), und fand obenein in seiner eigensten Disciplin die Nötigung, sich über die neu herantretende Aufgabe auszusprechen.

Wer aber die Macht altgewohnter Denkweise kennt, wird sich nicht wundern, dass in der ersten akademischen Abh., in der über das Sprachstudium, sich entschieden nur der ästhetische Standpunkt ausspricht (vgl. oben S. 177), und dass außerdem in §. 22 derselben nur sehr unbestimmt gefordert wird, es müsse die Art und der Grad der Ideenerzeugung, zu welcher die menschlichen Sprachen gelangt sind, dargestellt werden. Sonst (S. 243, 31 f.) wird die Sprachverschiedenheit nur als unvermeidliche Folge der Verschiedenheit und Absonderung der Völkerstämme gefasst, was weder an sich noch in seiner intellectuell-teleologischen Beziehung über den ästhetischen Standpunkt hinausweist, der noch fester S. 244, 34—37 sich ausspricht: es sei zu zeigen, auf welche verschiedene Weise der Mensch die Sprache zu Stande brachte, und welchen Teil der Gedankenwelt es ihm gelang in sie hinüberzuführen.

196
99
200
2

Beachtenswerth ist, dass H. in dieser Abhandlung 259, 13—15 die Charaktere der Kunst für einen einfachern Gegenstand hält als die Charaktere der wirklichen Menschen. Dies erinnert nämlich nicht bloß allgemein an H.s ästhetische Studien, sondern bestimmter an seine Schrift über Hermann und Dorothea. Dort heißt es (IV. 6, 1): Man besitzt in der Summe der Vorzüge des Geistes und der Gesinnung, welche die Menschheit bisher dargethan hat (diese Summe nannte H. das 5 die Bildung des Menschen; sie sieht er als den Mittelpunkt an, auf den unsre Betrachtung jede poetische, philosophische, überhaupt wissenschaftliche, wie politische Leistung beziehen kann und muss. S. die betreffende Stelle oben S. 61, 359 ff), eine idealische, aber bestimmbare Größe, nach welcher sich der Einzelne beurtheilen läßt; man sieht ein Ziel,

dem man nachstreben kann; man kennt einen Weg, auf dem es möglich ist, im höchsten Verstande des Worts Entdecker zu sein, indem man durch die
 210 That als Dichter, Denker oder Forscher, aber vor allem als handelnder Mensch, jener Summe etwas Neues hinzufügt, und damit die Grenzen der Menschheit selbst weiter rückt. Man gewinnt eine Idee, welche durch Begeisterung zugleich Kraft mittheilt, da das Gesetz die Schritte nur leitet, nicht auch beflügelt, und den Muth mehr danieterschlägt als erhebt. . . . Deswegen ist es so nothwendig,
 15 dafs eine Charakteristik, wie die eben geschilderte [nämlich der Bildung des Menschen] dem menschlichen Geiste die Möglichkeit vorzeichne, mannigfaltige Bahnen zu verfolgen, ohne sich darum von dem einfachen Ziel allgemeiner Vollkommenheit zu entfernen, sondern demselben vielmehr von verschiedenen
 219 Seiten entgegen zu eilen. Diese Stelle bietet erst das volle Verständnis jener Stelle der Abh. Ueber d. Sprst. §. 23 von den Charakteren, die sich zur Totalität gruppieren. Aber auch schon hier ist die Idee ein Ziel und ein Streben: nur dass zur Höhe viele Wege führen. Um dies deutlich zu merken, vergleiche man zum Vorstehenden die S. 161, 340—358 der Einl. zu §. 1 angeführten um zwei bis drei Jahre frühere Aeußerung, welche wesentlich denselben Gedanken enthält.

Hierauf folgte die Abh. über den Geschichtschreiber. Sie fordert freilich, dass man der Geschichte kein *Ziel* vorschreiben solle (314, 9—13): so wie man aber von Planen der Weltregierung spricht, hat man doch Ziele gesetzt,
 220 selbst wenn man sie objectiv erkannt hätte. In der unumgänglichen *Idee* liegt zugleich die Kraft und das Ziel (321, 27 f.). Wenn nun als Ziel der Geschichte genauer bestimmt wird, (das. 31—34): *die Verwirklichung der durch die Menschheit darzustellenden Idee, nach allen Seiten hin, und in allen Gestalten,*
 224 *in welchen sich die endliche Form mit der Idee zu verbinden vermag:* so kann dies freilich immer noch in dem alten Sinne genommen werden, und H. war sich schwerlich einer Aenderung seiner Ansicht bewusst; wenn es nun aber
 225 schließlich und maßgebend heißt (322, 5 ff.): *Das Geschäft des Geschichtschreibers in seiner letzten, aber einfachsten Auflösung ist Darstellung des Strebens einer Idee, Dasein in der Wirklichkeit zu gewinnen. Denn nicht*
 228 *immer gelingt ihr dies beim ersten Versuch, nicht selten auch artet sie aus;* so haben wir eine Reihe von immer besser gelungenen Versuchen neben ganz mislungenen vor uns, eine Annäherung derselben zum vollkommensten, erschöpfenden, zu einem Ziele, welches nur das Ideal schlechthin sein kann.

Diesen Gedanken hat H. nicht consequent durchgedacht: daran hinderte ihn die alte Ansicht, die er nicht aufgab; und er gab sie nicht auf, weil er die neue nicht verfolgte. So stehen beide neben einander, und H. ward sich des Widerspruchs nicht bewusst. Dies um so weniger, als er, den Blick neben der Reflexion unaufhörlich auf die Tatsachen gerichtet, in denselben Grund genug fand, der neuen Ansicht nicht zuviel Gewicht einzuräumen.

Doch zeigt sich ihr Einfluss wohl in der folgenden Abh. über das Entstehen der grammat. Formen. Nehmen wir die Grammatik als eine Idee, so bieten sich die verschiedenen Gestaltungen der Grammatik in den verschiedenen Sprachen *als Stufen in ihrem Fortschreiten dar* (401, 12—14). Das
 229 kann nun erstlich rein und entschieden historisch gefasst werden. Hier soll

ja von dem allmählichen Werden der Grammatik die Rede sein. Es würde sich also um die Stufenleiter handeln, auf welcher sich alle Sprachen bewegen, die eine auf einer niedrigeren beharrend, die andre diese betretend und höher steigend, und andre die noch höheren und höchsten Stufen erklimmend. Die Erfahrung jedoch, bemerkt H., lässt solche Ansicht nicht zu: *Was die Sprachen der rohen Horden Amerikas und Nordasiens charakterisirt, braucht darum nicht auch den Urstämmen Indiens und Griechenlands angehört zu haben* (das. 19—21); keineswegs lasse sich den Sprachen ein vollkommen gleichmäßiger, und gewissermaßen von der Natur vorgeschriebener Weg der Entwicklung anweisen (das. 23—25). Wenn nun H. selbst solch einen Weg weiterhin S. 422 f. darlegt, so ließe sich dieser Widerspruch dadurch ausgleichen, dass man annimmt, der vorgezeichnete Weg solle nicht für alle Sprachen gelten, sondern nur der Weg derjenigen Sprachen sein, welche sich zu wahrer grammatischer Formung erhoben haben. Sie, aber auch nur sie, seien durch die angebenen drei Stufen hindurch gegangen und auf der vierten, höchsten, angelangt; die andren Sprachen hingegen, wie die amerikanischen, seien einen ganz andren Weg gegangen, und darum nicht so hoch gestiegen. Aber, ob H. die Sache so gemeint hat? Er scheint sich vielmehr des Widerspruchs nicht bewusst geworden zu sein.

Wie dem nun auch sei, er kennt noch eine andre Weise, nach welcher die Sprachen als Stufen gefasst werden können, nämlich nicht historisch, sondern bloß in der Idee. Man fragt nämlich (402, 3 f.): *in welchem Grad der Vollendung der Mensch bisher die Sprache zur Wirklichkeit gebracht hat?* worauf die Antwort lauten müsste: in dieser Sprache bis zu diesem, in jener bis zu jenem Grade. Der Ausdruck *Idee* wird beidemale vermieden, obwohl er hier so nahe lag wie dort. Nicht die Idee, sondern das Menschengeschlecht soll der *letzte Mittelpunkt* (das. 2) sein (vgl. oben S. 179, 205 f.).

In dieser Abh. kommt H. auf diese Frage nicht wieder zurück.

Auch in unserer Schrift, zu der wir nun übergehen, bleibt die Idee bei Seite. Wenn sich 1, 12 der Ausdruck *die letzte Idee* findet, so bedeutet dies nur soviel wie: der höchste Gedanke oder das letzte Ergebniss (vgl. Einl. zu §. 1. S. 161, 325); und wenn 1, 16 f. in einer Stelle der Abh. Ueber d. Geschchr. Aufklärung findet, so ist doch die Begründung hier eine andre als dort. Denn statt der Idee tritt hier vielmehr die Geisteskraft auf, welche in den drei Abhandlungen nicht genannt wird. Nur die geistige Kraft, und nicht die Idee, begegnet auch in §. 2 der Schrift.

§. 3 aber fasst das Auftreten der genialen Geister mit dem Fortschritt und mit dessen Planmäßigkeit zusammen; und neben dem Fortschritt ist auch der Bestand da. Alle metaphysischen Gedanken H.s in ihrer Anwendung auf Natur und Geist finden wir hier vereint, um sie alle an ihr letztes Princip zu knüpfen. Wir bewegen uns hier offenbar in dem Gedankenkreise der Abhandlung über die Geschichte, und man merkt klar, dass, was dort Idee heißt, wesentlich nichts andres ist, als was in der Abh. über die Geschlechter Genie genannt war, und hier die geistige Kraft heißt. Die Bewegung in H.s Bewusstsein war die: die geistige Zeugung geht vom Genie aus; ohne Anerkennung geistiger Zeugung keine Geschichte; Genie ist ein Individuum,

dem sich eine Idee anvertraut hat; die Idee ist die zeugende Kraft; die Kräfte sind die einzelnen Entfaltungen der einen unendlichen Lebenskraft. Wozu also noch von Idee reden? Der Vermittlungsbegriff wird übersprungen, zumal da ihm wohl vorgeworfen ist, er sei *zu hypothetisch* (10, 24).

Mit aller Entschiedenheit sucht H. in der spätern Periode die Erfahrung nicht zu verlassen. Ein *System der Zwecke* (6, 12) wird verworfen; die *Planmäßigkeit*, ob zugestanden oder nicht, darf wenigstens nicht vorausgesetzt werden. Die Zeugung, welche früher (oben Z. 188 ff.) der Gattung nicht nur Fortdauer, sondern auch den einem Ziele zueilenden Fortschritt sicherte, erscheint jetzt (6, 17) bloß als erhaltend ohne Rücksicht auf Wirkung für die spätere Zeit. Nur der Mensch, das scheint ein unlängbares Factum, seine Gesittung und Vermenschlichung gelangt in steigenden Fortschritten zu immer weiterer Vervollkommnung. Aber alle diese Tatsachen (6, 14—7, 6) lassen sich der berechneten Planmäßigkeit nicht unterwerfen, und am wenigsten der Menschen-Geist (7, 13). Denn alles ist Wirkung von Ursachen, und jede Ursache schafft, was sie durch sich und unter dem Complex von Umständen, unter denen sie steht, gerade vermag. Ihre Schöpfungen sind rein empirisch nach Zahl und Eigentümlichkeit der Formen hinzunehmen, ohne dass man fragen dürfte: warum gerade so viele und solche Formen? (7, 18—26.) Und was von jeder Gattung wirklich ist, genügt auch zur Vollendung ihrer Idee (das. 22. 23.) Also gerade in dem Walten der Idee ist keine Planmäßigkeit.

So ausgeprägt empirisch ist hier H., so entschieden gegen eine construirte Idee, an der die Tatsachen gemessen würden, gegen die Abh. Üb. d. Gesch.

Da wir nun aber dennoch unser Auge gegen eine in den Erscheinungen uns entgegentretende Beziehung derselben zu einander nicht verschließen können, so müssen wir einen Zusammenhang denken, der nicht auf Planmäßigkeit und Absicht beruht, sondern auf dem Charakter der schöpferischen Ursache selbst. Es stammt eben alles nur aus einer Urkraft, und es können ihre Wirkungen nicht vereinzelt dastehen, auch wenn sie in ihrem unmittelbaren Dasein als Erscheinungen und durch deren vorliegende Causalität nicht in Berührung mit einander kommen (8, 5—7). Wir sollen also nicht, sagt H., weder an den Anfang einer causalen Reihe einen Zweck, noch an das Ende derselben ein Ziel setzen; sondern die Reihe oder das Gewirr der Ursachen im All nur um ein Glied, die letzte oder erste unbedingte Ursache, verlängern. Man bilde eine consequente und volle Causalitäts-Reihe: diese wird für das Bedürfnis der menschlichen Erkenntnis ausreichen.

Diese Ansicht genügt H. vollständig, um die genialen Individualitäten zu begreifen, worauf allein es in der Abh. Ueber d. Gesch. ankam; und andererseits kann er jetzt die Idee (geschweige die Weltregierung) nicht mehr verwerten; denn durch sie, die sich zwischen Erscheinung und letzte Ursache, einschleibt, würde die letztere in den schaffenden Zweck verwandelt, oder es würde derselben der Zweck beigefügt werden.

238 So macht H. für die Sprachwissenschaft den consequenten Schluss: die
 40 Verschiedenheit der Sprachen folgt aus der an sich einheitlichen, unmittelbar dem letzten Lebensprinzip entspriessenden Kraft der Rede, welche aber in ihren erscheinenden Schöpfungen durch die Nationalgeister begünstigt oder

gehemmt wird (8, 22—25). So kehrt H. zu der in der Abh. Ueber d. Sprst. geltend gemachten Ansicht zurück, aber befestigt und bereichert durch Abweisung von Irrtümern und durch einen neuen objectiven Standpunkt.

Nach Hegel folgen die Stufen der Entwicklung aus dem Inhalt und der Natur der Idee selbst. Dies hat H. niemals zugestanden, und so verbannt er auch in der Abh. Ueber d. gr. F. (S. 401, 15) einen allgemeinen Typus allmählich fortschreitender Sprachformung. H. muss aber mehr oder weniger klar erkannt haben, dass die Idee leicht in falsche Teleologie führt. Darum gab er sie auf.

Und doch nicht. Er holt sie hervor gerade jetzt (§. 3), wo wir sie abgewiesen glauben. In Ausdrücken, deren Parallelismus zu denen von S. 8 Staunen erregen muss, wird auf S. 10 fast das Gegentheil behauptet. Mit ausdrücklicher Hinweisung auf die Stelle der Abh. Ueber d. Gesch. 322, 6. 7, wo die Idee als die eigentliche Macht und der eigentliche Gehalt der Geschichte ausgesprochen ist, und mit Anlehnung an sie, wird (10, 20. 21) eine Definition der Aufgabe des Sprachforschers gegeben, welche der von 8, 22—25 gegebenen klar widerspricht. Sie ist aber vorbereitet, wie auch jene, und auch die Vorbereitung ist parallel und widersprechend. Wie es 7, 20—23 heißt, dass jede Gattung in einer gewissen Anzahl von Formen Wirklichkeit und Vollendung ihrer Idee gewinnt: so scheint auch 10, 4—10 dasselbe gesagt sein zu sollen; aber wie objectiv ist dort, wie subjectiv hier der Ausdruck! *Jede Sprache ist ein Versuch* — wie wenn man sagen wollte: jede Art ist ein Versuch zur Ausfüllung des Bedürfnisses der Gattung! *Die sprachbildende Kraft ruht nicht*, bis sie das hervorgebracht, was den Forderungen entspricht — wie wenn man sagen wollte: die Gattung ruht nicht, bis sie die Arten hervorgebracht hat, welche zur Vollendung ihrer Idee genügen! — Ferner 10, 10—17 entspricht 8, 5—7. Aber wiederum wie objectiv ist diese Stelle, wie hypothetisch die spätere! — 10, 13: *ein stufenweis verschiednes Vorrücken des Princips ihrer Bildung*, und Z. 17: *Entwicklung der wirkenden Kraft* streift sogar ins Hegel'sche über.

Diese Wiederaufnahme der Idee hat aber in H. eine fast dogmatische Gestalt seines Denkens gefunden. In der Abh. Ueber d. Gesch. ist es die Idee, welche strebt wirklich zu werden; hier ist es das Streben des Geistes, der Idee Wirklichkeit zu gewinnen. Vgl. Einl. zu §. 1. S. 162.

Wenn sich nun auch zufällig mit Sicherheit nachweisen lässt, dass das Stück 8, 26—11, 20 nicht in Einem Zusammenhange mit dem bisherigen Teil des §. 3 gedacht und geschrieben ist, und zwar noch bestimmter, dass es älter, als derselbe ist, aber doch jünger als die Abh. Ueber d. gr. F.: so bleibt es doch immer rätselhaft, wie H. ein solches Stück einem andren mit ganz entgegengesetzter Tendenz anschließen konnte. Enthält es die volle Consequenz der Abh. Ueber d. Gesch., so hätte es jetzt H. verwerfen müssen.

Dass er dies nicht getan hat, beweist, dass er den Gegensatz beider Stücke nicht so scharf gedacht haben kann, wie wir ihn soeben angenommen haben. Auch davon müssen wir uns Rechenschaft geben; denn H. verstehen, heißt doch, für den Augenblick denken wie er. Wir haben entweder das erste oder das zweite Stück nicht in H.s Sinne genommen. Meine Anmerkung zu

10, 20—21 hat schon eine Ausgleichung angebahnt, die genügen könnte; ich meine aber, dass wir uns tiefer in H.s Bewusstsein versetzen können.

Die Gedanken kommen dem Menschen nicht in der logischen Vermittlung, in welcher er sie hintennach darstellt. Den Schriftsteller verstehen fordert, dass man nicht bloß nachdenke, was er in seiner Darstellung bietet, sondern auch die Weise, wie ihm der Gedanke entstanden ist, er möge darum wissen, oder nicht.

Nun meine ich: nicht um die historischen Schöpfungen des Geistes, die zunächst vereinzelt erscheinen, zusammenfassen zu können, hat H. die letzte Ursache gedacht; nicht von jenen zu dieser war sein Weg; sondern umgekehrt, weil er um seinem tiefbewegten Innern zu genügen, um eine beruhigende Weltanschauung zu gewinnen, zu einem letzten Gedanken getrieben ward, hat er von diesem aus auch eine Verknüpfung der Tatsachen versucht und mit größtmöglicher Vorsicht angestrebt.

Dabei waren folgende Mittel-Glieder wirksam. H. dachte die Kraft an sich schon (nicht erst die Idee) als strebend, um so mehr als strebend, je mehr sie gehemmt wird (9, 20). Eine strebende Kraft aber ist ohne weiteres eine Idee, welche Kraft und Ziel in sich enthält. Oder: die Kraft arbeitet; die Arbeit aber hat einen Zweck. Daher ist auch, bei allem Bemühen H.s, nicht über die Tatsache hinauszugehen, selbst in der Definition 8, 22, da er das Streben des Geistes in die Sprachentwicklung hineingetragen hat, auch die andre Definition 10, 20 enthalten, und 8, 27 bot einen sachgemäßen Uebergang. Ist nun die Idee Kraft und die Kraft wie die Idee strebend, so streben sie nach nichts andrem als danach, alles was in ihnen liegt, oder sich selbst, vollkommen zu verwirklichen; die Idee der Sprache will die Sprache verwirklichen, sich selbst vollenden; also ist sie die *Idee der Sprachvollendung*. Dies ist tautologisch: was im Worte *Idee* implicite liegt, drückt das beige setzte *-vollendung* explicite aus. Damit ist aber auch die Totalität eines Kreises zu einer Linie der Entwicklung geworden; und die Mannichfaltigkeit der Wege, welche zusammengenommen die Idee darstellen, ist zu einer einzelnen Bahn und Stufenleiter geworden, welche immer reiner und immer weniger ausschließend, also immer weniger beschränkt einem alles umfassenden Ideal zuläuft, ohne es zu erreichen (vgl. Allgemeine Einl. Z. 167—171): während früher anerkannt war, dass der Mensch auf seinem Wege die Idee nicht nur erreichen, sondern sogar sie erhöhen, die Grenzen der Menschheit weiter stecken könne (oben S. 180, 209—212).

Dass sich die Sache in H.s Bewusstsein so verhielt, zeigt der Satz, der ursprünglich statt des eingeschobenen Stückes 8, 26—11, 20 dastand, und der natürlich gestrichen ward: *Inwiefern diese Kraft nicht eher geruht hat, bis ihr der möglichst glückliche Wurf gelungen ist, entzieht sich menschlicher Entscheidung*. Das klingt ganz anders als 7, 20—23 und bereitet 10, 8—10 hinlänglich vor.

Man sieht hier wohl, wie wichtig es sein kann, eine metaphysische Kategorie, wie hier die der Kraft, richtig und nach ihrem strengen Inhalt zu denken, ohne ihr Bestimmungen beizumischen, welche einer ganz andren Kategorie gehören. Es liegt in ihnen eine das Denken beherrschende Macht,

die uns auch gegen unsern Willen leitet. — So mag auch der Ausdruck *Vollendung* irre geführt haben. Er hat bei H. zunächst freilich den ganz unverfänglichen Sinn der vollen Verwirklichung, ja eigentlich nur der vollen Einsicht in das wirkliche Wesen, des Zusammenfassens aller Momente desselben. So von der Spracherzeugung des Menschengeschlechts 39, 18; oder wenn es heißt, die Sprache sei notwendig für die *Vollendung* des Denkens (297, 6), oder, die Verbindung der äußern mit der innern Form bilde die *Vollendung* der Sprache (101, 24), was genau so viel heißt, wie sie vollende die Sprache. Aber schon 100, 29 kann zeigen, wie *Vollendung* den Sinn von Vervollkommnung erhält; und von da zur Vollkommenheit ist nur ein Schritt. So wird endlich die Idee der Sprachvollendung zur vollkommenen Darstellung der Sprachidee in irgend einer Sprache, oder zu einer der Idee nahekommenen Sprache (vgl. 180, 27 mit den andren dort angeführten Stellen).

Wie wir schon gesehen haben, dass der Mensch das empirische Ideal nicht nur erreichen, sondern sogar übertreffen, das heißt: es höher hinauf rücken kann: so bedeutet auch Vollkommenheit und *Vollendung* in früherer Zeit bei Humboldt etwas zu Erstrebendes und auch zu Erreichendes, obwohl das Absolute (IV. 89, 11. 13). Denn dieses ist nur die Totalität eines in sich beschlossenen Kreises entweder von Gegenständen oder von Gefühlen (IV. 90, 15). Und in diesem Sinne ist auch in unsrer Schrift 190, 12 *der wahre Vorzug* der Sprache zu verstehen als absolute Vollkommenheit und *Vollendung*, wie diese Worte in der Stelle IV. 89, 11 genommen wurden, und wie die Vorzüge in einzelnen Punkten in unsrer Schrift das. 11. 12. den dortigen Ausdrücken IV. 89, 10. dem Großen, Starken, Erhabenen entsprechen, welche nicht das Vollkommne bezeichnen, sondern nur einzelne lobenswerte Eigenschaften.

Solche Vollkommenheit, die Totalität eines Kreises, kann mannichfach in individueller Form erreicht werden. Diesen Gedanken hat H. gewiss niemals aufgegeben (er findet sich noch 203, 23—28), und nur sehr gelegentlich, wie 10, 8 (vielleicht nur hier) schlägt die *Vollendung* um in die falsche Vorstellung vom Ideal an sich.

Also teils weil H. die Kraft und die Idee sogleich als strebend dachte, teils weil er meinte, dass es hin und wieder so hohe geniale Individualitäten gebe, dass in ihnen die Idee selbst und ganz sich offenbare (Ueber d. Gesch. S. 320, 28), war er der Ansicht, dass es auch geniale Sprachen gebe, in denen die geistige Kraft einen höhern Schwung nehme, die also nur ideal sich in die Entwicklungsreihe stellen, in der man die Sprachen ordnen könne (17, 1—12. 35, 6—13). Nun wird es zwar keine Sprache geben, welche die volle Idee der Sprache verwirklicht (301, 4—8), die also an der Spitze der Sprach-Reihe das Ziel des Strebens der Idee als erreicht darzustellen vermöchte. Aber wenigstens *eine ihr nahe kommende* (35, 29. 301, 8—11) kann es geben, und gibt es auch: das ist der indogermanische Stamm, die am durchgängigsten und echtsten fleetirende Sprache. Die andren Sprachen werden dann nach der Annäherung an diese, als an das empirische Ideal (Einl. zu §. 1. Z. 355 f. und oben Z. 206) beurteilt (300, 5—9, 301, 8—13).

Wer, wie ich, überzeugt ist, dass H. verdiene, verstanden zu werden, den kann die Mühe, die wir auf §. 3 der Schrift verwendet haben, nicht ge-

reuen. Ich fasse nun kurz zusammen. Die Sache liegt so: 8, 19—25 und 10, 17—23 besagen entweder dasselbe oder nicht. In erstem Falle wäre die Frage: wozu die Wiederholung? im andren Falle: wie konnte sich H. so widersprechen? Unsre Antwort ist: H. glaubte, die letzte Stelle sei die Entwicklung der ersten, die höhere Auffassung derselben Tatsache.

Zum Schlusse dieser Darlegung nur noch folgendes. Abgesehen davon, dass die Idee H. überliefert war, begann seine selbständige Erfassung derselben, wie bei Plato, von der Kunst aus, nicht einmal von der Dichtung, sondern, auch wie bei Plato, von der einfachsten, klarsten Kunst, der Bildhauerei. Dem Künstler und Dichter ist es gegeben, die Einheit der Idee und der concreten Gestalt in einander zu verschmelzen; der Forscher aber und Philosoph, der Naturforscher sowohl wie der Geschichtschreiber, gehen vom Dualismus aus und verharren auch darin: sie suchen die Idee in doppelter Gestalt in der Abstraction und in der Erfahrung, indem sie unausgesetzt aus der Erfahrung abstrahiren und die Erfahrung an der Idee vergleichend messen. Dies ist auch H.s Methode in der Sprachbetrachtung. Dabei aber, wiederum wie Plato, wurde er schließlich so dogmatisch, dass er den Ideen sogar Realität beimaß (Einl. zu §. 1. S. 162).

3 5 Die genauere Betrachtung des heutigen Zustandes der politischen, künstlerischen und wissenschaftlichen Bildung führt auf eine lange, durch viele Jahrhunderte hinlaufende Kette einander gegenseitig bedingender Ursachen und Wirkungen. Man wird aber bei Verfolgung derselben bald gewahr, daß darin zwei verschiedenartige Elemente obwalten, mit welchen die Untersuchung
10 nicht auf gleiche Weise glücklich ist. Denn indem man einen Theil der fortschreitenden Ursachen und Wirkungen genügend aus einander zu erklären vermag, so stößt man, wie dies jeder Versuch einer Culturgeschichte des Menschengeschlechts beweist, von Zeit
15 zu Zeit gleichsam auf Knoten, welche der weiteren Lösung widerstehen. Es liegt dies eben in jener geistigen Kraft, die sich in

5. 6. *politischen — Bildung*] der heutigen Politik, Kunst und Wissenschaft; oder: *Betrachtung der heutigen politischen . . . Bildung*. Entweder *Bildung* oder *Zustand* ist pleonastisch. Auch *einander gegenseitig* 7. 8. ist pleonastisch. Vgl. 126, 7. Oben *Styl Hs.* S. 31.

7—8. *einander — Wirkungen*] ist elliptisch für: einander als Ursachen und Wirkungen bedingender Tatsachen.

8. *Man wird*] Zu dieser Stelle bis 4, 17 ist die Abh. Ueber d. Gesch. nebst meiner Einleitung S. 119 und die vorstehende Einleitung S. 170—175 zu vergleichen.

15. *weitere*] insofern die Lösung desselben die Erklärung andrer Punkte fortsetzt. Z. 27.

16. *geistige Kraft*] vgl. Einl. zu §. 1. S. 162 und vorstehende Einl. S. 181.

ihrem Wesen nicht ganz durchdringen und in ihrem Wirken nicht vorher berechnen läßt. Sie tritt mit dem vor ihr und um sie Gebildeten zusammen, behandelt und formt es aber nach der in sie gelegten Eigenthümlichkeit. Von jedem großen Individuum 20 einer Zeit aus könnte man die weltgeschichtliche Entwicklung beginnen, auf welcher Grundlage es aufgetreten ist und wie die Arbeit der vorausgegangenen Jahrhunderte diese nach und nach aufgebaut hat. Allein die Art, wie dasselbe seine so bedingte und unterstützte Thätigkeit zu demjenigen gemacht hat, was sein eigen- 25 thümliches Gepräge bildet, läßt sich wohl nachweisen, und auch weniger darstellen, als empfinden, jedoch nicht wieder aus einem Anderen ableiten. Es ist dies die natürliche und überall wieder- 4 kehrende Erscheinung des menschlichen Wirkens. Ursprünglich ist alles in ihm innerlich, die Empfindung, die Begierde, der Gedanke, der Entschluß, die Sprache und die That. Aber wie das Innerliche die Welt berührt, wirkt es für sich fort, und be- 5 stimmt durch die ihm eigne Gestalt anderes, inneres oder äußeres, Wirken. Es bilden sich in der vorrückenden Zeit Sicherungsmittel des zuerst flüchtig Gewirkten, und es geht immer weniger

18. vor] A.; von B. D.

20. in sie gelegten] heißt nicht mehr als: in ihr liegenden. Vgl. 1, 19. 8, 23. Ueber d. Sprst. 247, 18. Individuum] nur ihm ist jene geistige Kraft (16) oder die Idee anvertraut.

22. beginnen, auf welcher] In beginnen liegt zugleich: indem sich recht wohl nachweisen ließe. Hierauf bezieht sich das entgegenstellende Allein 24.

25. 26. eigenthümliches Gepräge] vgl. 20. Im großen Individuum lebt also jene 16—18 genannte geistige Kraft. Woher und wie der große Mann sie gewonnen, woher seine Individualität erworben hat, ist unerklärbar. Dies drückt H. so aus: die Art, wie das große Individuum seine auf das Gegebene gerichtete Kraft, also seine durch das Vorliegende bedingte und unterstützte Thätigkeit, so gestaltet hat, dass sie einen ihm eigenthümlichen Charakter bildet und dem Vorliegenden bei dessen Bearbeitung und völligen Umwandlung seinen eigenen Charakter aufprägt, lässt sich wohl u. s. w. oder kürzer: wie er seine Kraft so eigenthümlich gestaltet hat (S. 297, 13—15, wo die Anm. noch bestimmtere Erklärung gibt; s. auch Einl. zu §. 1. S. 162), wie dieselbe entstanden ist, lässt sich u. s. w.

27. wieder] weist auf einen versteckten, verschwiegenen Gedanken: Der Ursprung eines Neuen aus einem Alten lässt sich wol aus der umgestaltenden Kraft, deren Gepräge jenes an sich trägt, erklären; aber diese Kraft lässt sich nicht wieder von etwas andrem ableiten, wie das Neue von ihm. Vgl. Z. 15.

3. innerlich] 1, 14. 2, 12. Ursprünglich ist jede Regung im Menschen unmittelbare Aeußerung der Urkraft; aber nicht nur das Außere, auch vieles Innere (Z. 6) ist secundär, vom Primitiven bewirkt, und das Secundäre sammelt sich an. Dies ist nun u. s. w. Z. 10.

4—5. wie — berührt] sobald das Innere heraustritt.

5. die Welt] Vgl. 15, 7—9. 6, 14—17.

von der Arbeit der verflossenen Jahrhunderte für die folgenden ver-
 10 loren. Dies ist nun das Gebiet, worin die Forschung Stufe nach
 Stufe verfolgen kann. Es ist aber immer zugleich von der Wirk-
 kung neuer und nicht zu berechnender innerlicher Kräfte durch-
 kreuzt, und ohne eine richtige Absonderung und Erwägung dieses
 15 doppelten Elementes, von welchem der Stoff des einen so mächtig
 werden kann, daß er die Kraft des andren zu erdrücken Gefahr
 droht, ist keine wahre Würdigung des Edelsten möglich, was die
 Geschichte aller Zeiten aufzuweisen hat.

Je tiefer man in die Vorzeit hinabsteigt, desto mehr schmilzt
 natürlich die Masse des von den auf einander folgenden Geschlech-
 20 tern fortgetragenen Stoffes. Man begegnet aber auch dann einer
 andren, die Untersuchung gewissermaßen auf ein neues Feld ver-
 setzenden Erscheinung. Die sicheren, durch ihre äußeren Lebens-
 lagen bekannten Individuen stehen seltner und ungewisser vor uns
 da; ihre Schicksale, ihre Namen selbst, schwanken, ja es wird
 25 ungewiß, ob, was man ihnen zuschreibt, allein ihr Werk, oder ihr
 Name nur der Vereinigungspunkt der Werke Mehrerer ist? sie ver-
 verlieren sich gleichsam in eine Classe von Schattengestalten. Dies
 ist der Fall in Griechenland mit Orpheus und Homer, in Indien
 mit Manu, Wyâsa, Wâlmiki, und mit andren gefeierten Namen des
 30 Alterthums. Die bestimmte Individualität schwindet aber noch
 5 mehr, wenn man noch weiter zurückschreitet. Eine so abgerundete
 Sprache, wie die Homerische, muß schon lange in den Wogen
 des Gesanges hin und her gegangen sein, schon Zeitalter hin-
 durch, von denen uns keine Kunde geblieben ist. Noch deutlicher
 5 zeigt sich dies an der ursprünglichen Form der Sprachen selbst.
 Die Sprache ist tief in die geistige Entwicklung der Menschheit
 verschlungen, sie begleitet dieselbe auf jeder Stufe ihres lokalen
 Vor- oder Rückschreitens, und der jedesmalige Culturzustand wird

1. *der* — Jahrhunderte A.; *des* — Jahrhunderts B. D.

12. *neuer* — Kräfte] Dies sind die großen Individuen 3, 20. Sie sind wiederum pri-
 mitive, also *innerliche* Kräfte.

13—17.] Vgl. 17, 17—22. Einl. S. 174. *erdrücken* (15): Ueb. Gesch. 322, 8—10.

6—8.] Vgl. Einl. zu §. 1. Z. 32 f. Die Menschheit macht ihre Vor- und Rückschritte
 zur selben Zeit nicht überall, sondern je in einem bestimmten Local.

auch in ihr erkennbar. Es giebt aber eine Epoche, in der wir nur sie erblicken, wo sie nicht die geistige Entwicklung blofs begleitet, sondern ganz ihre Stelle einnimmt. Die Sprache entspringt zwar aus einer Tiefe der Menschheit, welche überall verbietet, sie als ein eigentliches Werk und als eine Schöpfung der Völker zu betrachten. Sie besitzt eine sich uns sichtbar offenbarende, wenn auch in ihrem Wesen unerklärliche, Selbstthätigkeit, und ist, von dieser Seite betrachtet, kein Erzeugniß der Thätigkeit, sondern eine unwillkührliche Emanation des Geistes, nicht ein Werk der Nationen, sondern eine ihnen durch ihr inneres Geschick zugefallene Gabe. Sie bedienen sich ihrer, ohne zu wissen, wie sie dieselbe gebildet haben. Demungeachtet müssen sich die Sprachen doch immer mit und an den aufblühenden Völkerstämmen entwickelt, aus ihrer Geisteseigenthümlichkeit, die ihnen manche Beschränkungen aufgedrückt hat, herausgesponnen haben. Es ist kein leeres Wortspiel, wenn man die Sprache als in Selbstthätigkeit nur aus sich entspringend und göttlich frei, die Sprachen aber als gebunden und von den Nationen, welchen sie angehören, abhängig darstellt. Denn sie sind dann in bestimmte Schranken eingetreten (1). Indem Rede und Gesang zuerst frei strömten, bildete sich die Sprache nach dem Mafs der Begeisterung und der Freiheit und Stärke der zusammenwirkenden Geisteskräfte. Dies konnte aber nur von allen Individuen zugleich ausgehn, jeder Einzelne mußte darin von dem Andreu getragen werden, da die Begeisterung nur durch die Sicher-

(1) Man vergl. weiter unten §. 6. 7. 22.

10. 11. *begleitet. einnimmt*] Unter *begleitet* ist hier der Einfluss der Sprache auf die Entwicklung zu verstehen, unter *einnimmt* die Schöpfung derselben durch das Volk. Nachdem, heißt es Einl. zu §. 1. Z. 22 f., die Geschichte die Sprachen als *Ursachen* betrachtet hat, muss sie dieselben auch als *Wirkungen* ansehen. An diese Worte knüpft sich ein dort ausgelassener, hier mitzuteilender Satz: *Denn ihr [der Sprachen] Entstehen in bestimmter Eigenthümlichkeit ist entweder als eine Folge erkennbarer Ursache erklärbar [hier unten Z. 20—23], oder gehört zu den Erscheinungen, deren Ursprung sich nicht in irdischer Verknüpfung auffinden lässt, sondern nur in leitenden Ideen ausser derselben gesucht werden kann [hier Z. 11—19].*

11—26.] Vgl. 32, 15—21. 34, 12—19. Ueber d. Sprst. 252, 10—13.

14—20.] *Sie besitzt—gebildet haben*] ist Parenthese und erst nachträglich eingeschoben.

23—27.] *Es ist — eingetreten*] ist nachträglich eingeschaltet.

28.] Vgl. 36, 19 — 37, 2,

heit, verstanden und empfunden zu sein, neuen Aufflug gewinnt. Es eröffnet sich daher hier, wenn auch nur dunkel und schwach, ein Blick in eine Zeit, wo für uns die Individuen sich in der Masse der Völker verlieren und wo die Sprache selbst das Werk der intellectuellen schaffenden Kraft ist.

§. 3.

10 In jeder Ueberschauung der Weltgeschichte liegt ein, auch hier angedeutetes Fortschreiten. Es ist jedoch keinesweges meine Absicht, ein System der Zwecke oder bis ins Unendliche gehenden Vervollkommnung aufzustellen; ich befinde mich vielmehr im Gegen-
 15 theil hier auf einem ganz verschiedenen Wege. Völker und Individuen wuchern gleichsam, sich vegetativ, wie Pflanzen, über den Erdboden verbreitend, und genießen ihr Dasein in Glück und Thätigkeit. Dies, mit jedem Einzelnen hinsterbende Leben geht ohne Rücksicht auf Wirkungen für die folgenden Jahrhunderte un-
 20 gestört fort; die Bestimmung der Natur, daß alles, was athmet, seine Bahn bis zum letzten Hauche vollende, der Zweck wohlthätig ordnender Güte, daß jedes Geschöpf zum Genusse seines Lebens gelange, werden erreicht, und jede neue Generation durchläuft denselben Kreis freudigen oder leidvollen Daseins, gelingender

6—9.] Einerseits aber zeigen sich die Völker selbst, wie später (31, 1) gelehrt wird, in der Sprache als Individualitäten, und andererseits fördert die Sprache, das Werk des Volkes, das Aufkommen einzelner Individuen. Vgl. Einl. Z. 138 ff.

9. *Der intellectuellen schaffenden*] A. In D fehlt das *en* von *intellectuellen*; es ist in B gestrichen — von wem? Zur Sache vgl. 5, 9—11.

13. 14. *vielmehr — Wege*] vgl. 8. 7—9. Einl. zu §. 5.

14—16.] vgl. Einl. S. 174.

14—24. 24—7, 6.] Nachdem H. ausgesprochen hat, dass er wol den Fortschritt, aber keine Teleologie anerkenne, erklärt er dies dahin, dass (14 ff.) zwar einerseits der Mensch das Schicksal aller organischen Wesen theile, wie die gütige Natur es bestimmt hat, dass er *aber* (24) andererseits in Unterschied gegen Pflanzen und Tiere einen Keim der Gesittung in sich trage, welcher fortschreite (7, 2. 3.). Vgl. 4, 7—9.

17—19. *Dies — fort*] Dies Leben, obwohl es mit jedem Einzelnen hinstirbt, geht doch in der Gattung ungestört fort.